

Glosse

Die Kirche im Dorf lassen

Daß jemand doch bitte »die Kirche im Dorf lassen« soll, ist längst zur Kalmierungssentenz verkommen: Man soll nichts über-treiben, und vor allem soll man die Dinge so lassen, wie sie sind. Uns ist nicht mehr be-wußt, daß dieser Initiative herabstimmende Spruch als provokative Rede ländlicher Oppo-sition gegen Verstädterung, Zentralisierung und institutionelle Übermächtigung begon-nen hat.

Die Kirche im Dorf ist keineswegs eine Selbstverständlichkeit seit der Christianisie-rung. Das spätantike Christentum ist eine Stadtreligion, entlang der Römerstraßen und Handelszentren. Frühmittelalterliche Bi-schofsherrschaft unter den Bedingungen der kulturellen Dekomposition der Alten Welt ist Stadtherrschaft. Und die Christianisierung des Landes wird durch eine Siedlungsstruktur ohne Dorf entschieden behindert: Die lose Villikationsverfassung – verstreute Gutskom-plexe, Einzelgehöfte und Weiler – macht den Weg zur Kirche weit mit der Konsequenz, daß viele ihn nicht gehen: nicht gehen können, aber auch nicht gehen wollen. Wer heute die Mobilität der Christen einfordert, weil das Auto unsere Wege verkürzt, sieht nur die Hälfte. Denn diese Mobilität ist für die Alten ebenso schwierig wie für die Jungen, und gerade bei ihnen wirkt sich das im Kopf und im Herzen aus. Wer Carlo Levis Exilroman »Christus kam nur bis Eboli« gelesen hat, gewinnt einen Eindruck von einer ländlichen Welt, in der das Christentum sich nicht lokal einwurzelt.

Die Kirche im Dorf entsteht nicht nur als Gebäude, sondern auch als Gemeinschaft erst im Zuge der Siedlungsverdichtung des späten Mittelalters. Die Wüstungsforschung zeigt einen fundamentalen Wandel: Bislang be-

arbeitete Böden und Wohnplätze wurden zu tausenden aufgegeben; unter anderem die Hochflächen der Alb sind Kernräume dieser Entwicklung gewesen. Was man lange für eine Folge von Hungerkrisen und Pestzügen gehalten hat, erscheint nun als »Verdorfung« ländlichen Lebens: Das Zusammenwohnen führt dazu, daß die Menschen sich auch als christliche Gemeinde wahrzunehmen begin-nen und diese Selbst-Bewußtheit zum Kern-punkt ihrer Identität fortbilden. Erst jetzt fin-det jene enorme Verdichtung der religiösen Prägung des Raumes und der ländlichen Seel-sorge statt, deren Schwund wir beklagen. Die Städter sind im Spätmittelalter die massiven Konkurrenten dieser Entwicklung gewesen; die Rationalität des Ballungsraums hat den Identitätskern Dorfpfarrrei zugunsten eigener seelsorglicher Intensivierung auszuhöhlen versucht. In diesem Zusammenhang wird in heftigem Protest verlangt, »die Kirche im Dorf zu lassen«.

Menschen des Landes haben aufopfernd gegen ihre religiöse Enteignung gekämpft. Für das späte Mittelalter lassen sich zahlrei-che kommunale Pfrundstiftungen der Laien nachweisen. Wer die dafür notwendigen Investitionen in Frömmigkeit nachrechnet, kann von dieser engagierten gemeindlichen Selbst-Sorge nur beeindruckt sein. Und wer heute sagt, der Wunsch nach der Kirche auf dem Dorf sei ein dem Zweiten Vaticanum wi-dersprechender bequemer Appell an eine »Angebots-« und »Servicekirche«, der denkt nicht daran, was im Bauernkrieg das Evan-gelium auf dem Dorf bedeutet hat: die Sehn-sucht nach der unmittelbar greifbaren Nähe des Heils und die Hoffnung auf eine neue Gerechtigkeit. Warum meinen wir, die Forde-rung nach der lokalen Verwurzelung der

Gemeinde sei ein Ausdruck rückwärts-gewandter Versorgungsmentalität? Etwa weil wir ländliche Religiosität unterschwellig doch für oberflächlich und brauchstumsfixiert, modernitätsresistent und modernisierungsbedürftig halten?

Die Dinge so lassen, wie sie sind, das können wir nicht mehr. Aber wir sollten sehen, daß es keine schale Dorf-Romantik ist, in diesen Zusammenhängen von Identität zu sprechen. Identität bildet sich nicht nur in harmonischen Reliktzonen, sondern auch in konfliktiven Prozessen. Identität wächst durch nahe Kommunikation, durch erfahrbare und teilbare Verantwortung, aber auch durch sehr präzente personale Inspiration, die mit wachsender Lebendigkeit und Eigenständigkeit einer Gemeinde um so nötiger, nicht um so verzichtbarer ist. Die ländliche Siedlung bietet immer weniger Haftpunkte gemeinschaftlicher Orientierung und Willensbildung: Erst gingen Politik und Verwaltung, dann Schule, Post, Läden, Bus oder Bahn – hier mehr, da weniger. Nun beginnt auch die Kirche ihren Rückzug aus der Fläche. Ob eine Seelsorge-Einheit, deren bloßer Name an die Strategie-Debatten ländlicher Nahverkehrsplaner erinnert, solche Identitätsräume schaffen kann, ist nicht einfach dahingestellt – trotz aller Optionen des Bewahrens jeder Kirchengemeinde.

Denn letztlich können wir wissen, daß es trotz der sichtbar sorgfältigen Planung keinen Grund gibt anzunehmen, die Seelsorge-Einheit werde unter den derzeit herrschenden Bedingungen kirchlicher Dienste und Ämter das Endprodukt des eingeleiteten Strukturwandels sein. Könnten und sollten wir uns

darum nicht auch offen vergewissern, ob in unserer Kirche zwar ein offenkundiger Mangel an Priestern, aber vielleicht kein Mangel an geistlichen Berufungen herrscht – Berufungen, auf die wir nicht eingehen, weil wir bestimmte Vorgaben für unwiderruflich halten?

Diejenigen, welche mich nach Frankreich verweisen und das Modell der weit auseinanderliegenden pastoralen Zentren preisen, haben sich vielleicht mit der massiven Entchristlichung ganzer Regionen längst abgefunden. Im Frankreich der Zwischen- und Nachkriegszeit war es gerade die bedrückende Erfahrung der Dechristianisierung, welche die so fruchtbare religionssoziologische Forschung zur Christianisierung des Raumes und zur vom Christentum zunehmend bestimmten Topographie des Landes anstieß.

Im Gespräch mit den evangelischen Kirchen können wir wahrnehmen, daß Säkularisierung in Stadt und Land nicht einfach zum Stehen kommt, wenn genügend Menschen zentrale kirchliche Dienste und Ämter wahrnehmen. Aber mir will dennoch der beunruhigende Argwohn nicht vergehen, daß wir die Entchristlichung, die wir beobachten und befürchten, unsererseits fördern – ungewollt, aber sehenden Auges.

Wie gesagt: Wir können die Dinge nicht so lassen, wie sie sind. Aber wir verharren bei dem latent depressiven Eindruck, notgedrungen zu handeln, uns in das Unvermeidliche fügen zu müssen. Wenn wir »die Kirche auf dem Dorf lassen« wollen, dann müssten wir vielleicht ganz woanders beginnen, die Dinge nicht beim alten zu lassen.

Andreas Holzem